

# Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“ zu No. 9, Jahrgang 17.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 6. November 1896.

## Dahim.

Skizze von Emil Peschou.

Draußen heult der Sturm und vor den Fenstern wirbeln die dichten Schneeflocken vorüber. Der alte Herr wendet sich um und blickt fragend auf seine Frau. Diese schlägt ihr Auge voll auf zu ihm, ein glückliches Lächeln fliegt über ihr faltenreiches und doch frisches Gesicht, und mit einem entschiedenen, festen Tone, den man sonst nur selten bei ihr trifft, sagt sie, während sie sich wieder in der Sophaecke niederläßt: „Und sie kommen doch!“

Der alte Herr sieht wieder zweifelnd nach dem Fenster und ein Fieberfahnen überfällt ihn bei dem Gedanken an das abschauliche Unwetter. Plötzlich aber kommt es wie eine Eingebung über ihn und aller Zweifel schwindet. „Freilich, wenn er...“

Er wendet sich abermals um, und jetzt ist es, als ob die volle Sonne auf dem Gesicht der Frau läge. Sie scheint zu lachen, und doch schleichen sich leise die Thränen aus ihren Augen, und dabei nicht sie heftig mit dem Kopfe und ihre zitternde Hand tastet nach einem Telegramm, das auf dem Tische liegt. Aber sie kann es nicht fassen, die Kraft verläßt sie, und ihre Hände vor's Gesicht drückend, sinkt sie schluchzend auf das Sopha zurück.

Mit der Hast eines jugendlichen Liebhabers eilt der Grautopf zu ihr, beseitigt die Hände, küßt sie und dann das alte Gesicht. Und dabei drängt es ihm heiß, leidenschaftlich nach dem Herzen, — fast wie an jenem Tage, an dem er sie zum ersten Male umarmte. Und wieder quillt ihm der Jubel über die Lippe: „Wie glücklich wir sind!“

Die alte Frau aber sieht ernst auf ihn, mit jenem tiefen Herzensblick, der einst das Feuer in seiner Seele entzündete: „Und wenn verdammt wir alles?“ fragt sie in halbblauem, sinnendem Tone.

„Unserer Liebe!“ ruft der Grautopf und drückt etwas stürmisch einen Kuß auf den Hals der Frau, so daß ein leichtes Roth über ihre Wangen gleitet und sie ihn fortbrängt, beinahe so unwillig wie damals, — nicht ganz so heftig, aber doch mit demselben Formidol. Gewiß mit demselben, er leuchtet noch gerade so wie vor dreißig Jahren und ebenso wenig wie damals wird er heute ernst genommen.

Die Frau schmolzt. Aber er versteht sich auf's Schmeicheln. „Wenn ich übermüthig bin, bist du nicht schuld daran? Ist Uebermuth nicht die Sprache des Glücks, nicht wahr? Darum drängt es ja die Kinder, die Liebenden zur Tollheit und Schelmerie, zu Scherz und zu Genud. Und wer ist mein Glück, wer anders als du?“

Die Frau scheint verhöhnt zu sein und schüttelt lächelnd den Kopf. „Noch immer der Alte, noch immer der Sturmwind!“

„Den das Kösslein gebannt hat.“ „Glaubst du wirklich an eine solche Zauberkraft der Liebe? Auch dann — wenn die Rose verwelkt ist?“

„Was hast du? So ernst, so bitter, und gerade heute! Was fehlt dir, Anna? Du, meine kluge Frau, mit dem immer klaren Kopf und — Eifersucht?“

Die Frau lacht. „Rein, Stephan, du verstehst mich nicht. Das hat dir die Eitelkeit eingegeben.“

„Ah — das ist stark. Eitel — eitel sind nur die Frauen. Kennen, du beleidigst mich. Aber ich will dir verzeihen, wenn du mir sagst, was du hast, was du meinst?“

„I meine, das es nicht die Liebe ist, die das Glück des Lebens macht, nicht das, was ihr Liebe nennt. Auch unser Glück, Stephan.“

„Du sprichst in Räthseln. Jetzt verstehe ich dich wirklich nicht mehr.“ „Man denkt viel nach an diesen langen Winterabenden. Wenn du dort am Ofen sitzt und deine Zeitung liest und ich hier in meiner Ecke sitze und stride — lach' nicht, Stephan. Man kann über dem Strickstrumpf oft bessere Gedanken haben, als über viden Büchern.“

„Am Ende wirst du mich noch in

meinen alten Tagen zum Stricken anhalten.“

„Es könnte für manchen Tollkopf ganz heilsam sein. Wenn du aber deinem Uebermuth nicht endlich Einhalt thust —“

„Du hast recht. Ich bitte zum letztenmal um Verzeihung. Nun sage mir aber auch, wenn wir unser Glück verdanken, wenn du schon von der Liebe nichts wissen willst.“

„Unserm Hause.“ „Um Gotteswillen still! Wenn das der Hausherr hört, steigert er uns den Bins.“

„Wenn du nicht ernst sein kannst —“ „Doch, ich verspreche es. Nur laß ein wenig von diesem schrecklichen Ernst. Heiterkeit steht dir besser.“

„Die Thränen steigen mir in die Augen, wenn ich alles überdenke. Wenn ich alles so vor mir sehe — mein Leben, dein Leben, die Kinder — wie sich das so gestaltet hat, wie es verwebt ist mit geheimnißvollen Fäden, vernüpft mit dem und jenem — Siehst du, Stephan, der Silberstrahl dort —“

„Was hat der mit unserm Glück zu thun?“

„Mehr als du denkst. Stelle dir einmal vor, er stünde nicht mehr dort.“

„Was dann?“

„Würde dir nicht etwas fehlen? Würde dich die leere Wand nicht stören? Thäte es dir nicht weh, wenn dort etwas anderes stünde, wenn das alte Ding mit all dem unnützen Kram plötzlich verschwunden wäre, wenn du nicht mehr die chinesische Pagode nicken sähest, und der Palmzweig nicht mehr dahinter säße?“

„Du hast nicht ganz unrecht. Aber was soll das?“

„Siehst du, jetzt wirst du mich auch verstehen. Kannst du denken, daß es dir möglich wäre, deine Zeitung irgend wo anders zu lesen, als in dem gebliumten Fauteuil neben dem Kamin?“

„Es ist wahr — da wird es mir so recht behaglich. Da so einen Schlachtbericht aus China oder Bulgarien zu lesen, wenn das Feuerchen knistert, der Kaffee duftet, und ein Blick nach der Ecke mir nicht stürmische Kriege, Pulverbampf und lobende Flammen zeigt, sondern eine allerliebste, stridende Frau — na, nur nicht gleich böse sein.“

„Ich spreche in vollem Ernst. Es geht mir nichts über das Plätschen, und damals, als du die Karoline pflegen mußtest, als ich eine ganze Woche lang allein war — ich hätte es nicht länger ausgehalten. Ich sage dir, im Kaffeehaus — du kannst dir gar nicht vorstellen, wie das alles kalt, nüchtern, langweilig ist. Der Kaffee schmeckt dir nicht, bei der schönsten Schlacht wird dir's nicht gemüthlich, die Zeitung ist leer und einfältig, die Gäste erscheinen dir wie zudringliche Affen und die Kellner wie lauernde Raubthiere, ja selbst das Wasser ist ganz abschaulich und widerlich, und wenn du dir auch je einmal sagst, es ist das selbste vorreffliche Hochquellwasser, das zu Hause aus deinem Brunnen strömt — deine Zunge bleibt eigenartig bei ihrer Meinung, als wäre sie weiblichen Geschlechts. Pardon, das ist sie ja. Aber was ha du nun schon wieder? Du starst mich ja ganz satanisch-ironisch an.“

„Deine Erinnerungen unterhalten mich. Fahre nur fort. Wie ist es dir im Gasthaus ergangen?“

„Ich bin in der Rockkunst dort weiter — im allgemeinen muß ich sagen, daß man in der Rockkunst dort weiter vorgehritten zu sein scheint, als —“

„Ich danke dir, das genügt.“

„Jetzt werde ich anfangen, mich über den Sturmwind zu beklagen. Warte doch, bis ich fertig bin! Wem es an entgegenkommender Stimmung fehlt, was ist dem das schönste Gedicht — das blutigste Bestreite! Diese maschinenmäßige Abfüllung, diese steife Formlichkeit, — einen Hüfnerknochen mußst du behandeln, als ob es ein Hofrath wäre, — und dann, wenn du dir's so recht behaglich machen möchtest, wenn dich die Luft anwandelt, deine Füße auf einen Stuhl zu legen, blaue Wollschon in die Luft zu blasen, zu sinnen und zu träumen, da schallt es rechts

und links: „Zahlen, Jean; zahlen, Schorsche, Trinkgelber = Phhysionomen umgaulen dich, und eins, zwei, drei! mußt du hinein in den nassen Ueberrock, hinaus in den kalten Regen. Nein, Kennchen, lieber deine Kuchen, wenn sie auch manchmal ihren Beruf verfehlt haben, und — zu Hause, zu Hause!“

„Du bist also wirklich am liebsten daheim? Und das Theater, die Konzerte? Du bist doch Musikfreund?“

„Ach, höre mit damit auf! Ich liebe die Musik, ja, wenn ich da auf meinem Gebühnen geborgen bin und du auf dem Piano spielst. Da höre ich, wonach meine Seele verlangt; niemand stört mich, ich kann mich ganz versenken in den Zauber der Töne. Aber im Konzert, zwischen dieser gepuzten, parfümirten Gesellschaft wie ein armer Sünder am Pranger sitzen, — ach, am Pranger stehen sie wenigstens noch allein und stiechen nicht mit dem Ellbogen an Nachbar und Nachbarin. Und dieses ewige balblaute Gellatsch anhören: „Hat der aber einen großen Mund!“ — „Ein hübscher Mensch!“ — „Gott, wie mager!“ — „Und so tief ausgegüht!“ — „Brrr, mich schaudert's! Und dann noch, wenn es dich nach einer weichen Walzermelodie, nach einem lieblichen Liedchen düstert, bei einer endlosen Stübe — viele Fingerberrenkungen und wenig Musik — ausharren müssen! Hör' mir nur mit den Konzerten auf, Mama!“

„Aber am Stammtisch, bei den Freunden —“

„Ja, der Gedanke tröstete mich, damit glaubte ich über die Abende hinweg zu kommen. Acht Tage warst du fort; vier Abende habe ich im Wirthshaus verbracht. Es war mehr als zuviel. Am letzten, da geriet ich in den Streit. Sie vertheiligten das Wirthshaus, ich die Familie. Mit Freunden nach der Arbeit beim Biere zu sitzen, das sei alte deutsche Gepflogenheit und gute deutsche Sitte. Und ich sagte ihnen, daß es Unsitte sei, daß dieses gewohnheitsmäßige Trinken und Tabakrauchen ein Diebstahl an der Familie, daß dieses Behagen an faulen Späßen, Anekdoten und Witzgen ein Diebstahl an ihrer eigenen Seele sei. Sie meinten, so eine tüchtige Bierfreundschaft habe so manchen befördert, sei so manchem zum Nutzen geworden.“

„Ganz recht,“ entgegnete ich, „ganz recht. Auch das Volk, den Staat bestiehlt ihr.“ Da wurden sie grob und ich stand auf und ging. Nein, Anna, — nichts vom Wirthshaus! Das ist der Fluch unseres Lebens! Wenn ich mich dagegen zurückträume, wie wir Abends am Bettchen unserer Karoline saßen und scherzten mit ihr, bis sie einschummerte, und wie süß das war, wenn sie noch einmal erwachte, uns mit großen Augen anschaute und dann lachend befahl: „Mama, gib Papa einen Kuß, er hat das so gern.“ — und wenn wir dann plauderten bis lange in die Nacht hinein, oder zusammen saßen, zusammen unsere Bilder, unsere Kunstfaden, unsere kleinen Schätze betrachteten, Erinnerungen daraus aufzutrauchen ließen, u. Zukunftspläne spannen: wie schön war das, wie glücklich waren wir da! Und doch, ich kann es nicht begreifen, aber es giebt Leute, die für all das keine Empfindung haben, denen der Dualm der Bierstube über alles geht. Aber warum siehst du mich so seltsam an? Bist du nicht meiner Meinung?“

„Ich denke an vergangene Zeiten. War das immer deine Ueberzeugung?“

„Natürlich. Doch — selbstverständlich war es einmal anders. Als ich Junggeselle war —“

„Da gefiel dir's im Konzert, im Theater, im Kaffeehaus?“

„Nun ja, ich vermisse nichts ich —“

„Und am Stammtisch?“

„Womit soll man seine Zeit todtschlagen? Was weißt du vom Junggesellenleben! Einmal, da veruchte ich's — das Geld war mir nämlich ausgegangen — mit dem Zubehörlieben.“

„Ich kaufte Brod und Butter und braute mir meinen Thee. Entsetzlich! sage ich dir, — ich würde ganz melancholisch.“

„Und doch störte dich niemand, keine

Redensarten verdroffen dich und keine Trinkgelber = Phhysionomen, du konntest träumen, sinnen, blaue Ringel blasen, die Füße auf einen Stuhl legen —“

„Du hast recht, es fehlte mir etwas. Ich weiß nicht was. Das ist ja lange her, so lange her. Man wird mit der Zeit ein anderer Mensch.“

Die alte Frau sah seine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich will dir sagen, was dir fehlte, was dich änderte. Es ist dasselbe, was unser Glück gemacht hat: unser Haus, unser Heim. Wenn ich nicht hätte, würde ich ein Märchen schreiben von einem seltsamen Geiste, der die Stuben erfüllt, um alte Schränke und Truben weht, in hundert kleinen Dingen sich einnistet. Von einem stillen Geiste, der dir alles heimlich, traut und wohlthätig macht, der dir den mißlungenen Kuchen verführt, den Lehnstuhl, für den niemand mehr einen Großen giebt, zu einem lieben Freunde macht, und der alten Frau, die nichts mehr hat als Runzeln und graue Haare, noch ein bißchen Zaubertrakt giebt, um Saufenwinde festzuhalten.“

„Du weinst!“ Er zieht sie zärtlich an seine Brust und schlingt seinen Arm um sie. „Glaubst du nicht an meine Liebe?“

Sie schweigt. Nach einer Weile jedoch erhebt sie sich und blickt ihn ruhig an. „Erinnerst du dich an die welsche Signora?“

„Der alte Herr wird böse. „Wozu solche Dinge aufrühren!“

„Ich will dir keinen Vorwurf machen, Stephan. Was ihr Liebe nennt, ist nun einmal so; es will Jugend, Schönheit, Reiz. Du sollst diese Liebe nur nicht mit einem heiligen Schein schmücken, den sie nicht verdient und die Bücherschreiber geben. Die Liebe, Stephan, hätte dich mir nicht erhalten. Ich war ein einfaches, schmudlozes Weib, früh gealtert, weil ich mich für die Kinder geopfert hatte, und selbst in meiner besten Zeit — was hätte ich dir bieten können gegen den üppigen Reiz, die blühende Schönheit, den blendenden Geist der Signora! Und doch, Stephan, — obwohl kein Wort der Klage über meine Lippen kam, — du rafftest dich auf, etwas zog dich zurück zu mir, zu deinen Kindern, eine geheimnißvolle, gewaltige Kraft kämpfte für uns, Zauber gegen Zauber, nicht wahr, ich habe recht? Du besiegtest jene Liebe und was sie besiegen half, das war jener Geist, jener liebe, gute Geist, dem allein wir unser Glück verdanken.“

Sie schweigen. Draußen heult der Sturm und Dämmerng erfüllt das Gemach. Da hört man aus weiter Ferne das dumpfe Dröhnen schwerer Schritte. Frau Anna lächelt. „Das ist Hermann. Ich temne seinen Schritt. Er tappt drein, wie ein Goliath, aber er ist zahm wie ein Kanarienvogel.“

Der alte Herr springt auf. „Auch die Kinder sind da. Ich höre ihre Stimmen.“

„Sagte ich dir's nicht, daß sie kommen werden? Und wenn es Pech und Schwefel regnet, sie kommen. Der Geist zaubert sie her.“

Der alte Herr horcht an der Thür. „Auch Karoline kommt.“

„Das hätte sie nicht thun sollen — bei ihrem Zustand! Zwei Stunden fahren — bei diesem Unwetter! Aber auch ihr läßt es keine Ruhe — sie müssen alle nach Hause. Auch unser armer Heinrich, trotz der wilden See —“

„Sie sagt das Telegramm und drückt es an ihre Lippen — er kommt, er kommt!“

Da packt den alten Herrn wieder das jugendliche Ungestirn, er eilt auf seine Frau zu und umarmt sie: „Du hast recht,“ sagt er, „der tolle Junge! Jetzt begreife ich erst, warum er kein Weihnachtsfest vergehen läßt, ohne die Reise über den Ocean zu machen. Ja, Kennchen, er ist stark, dieser Geist des Dabeims.“

In diesem Augenblick öffnet sich die Thür, ein Rubel Kinder springt jubelnd herein und hinter ihnen sieht man zwei große, bärtige Männer und eine zarte, fräntlich aussehende Dame. Stephan aber hält seine Frau noch

fest, beugt sich zu ihr nieder, und während seine Kinder „Großpapa, Großmama!“ rufen, flüßert er ihr in's Ohr: „Ich glaube an diesen Geist und weiß auch, wer ihn in Haus bringt. Habe Dank dafür!“

## Berrückte Wahlen.

Dies ist die Zeit der Wahlen. In den vier oder fünf Wochen vor der Wahl werden mehr Wahlen in den Ver. Staaten abgeschlossen, als im ganzen übrigen Jahr.

Es giebt eben sehr wenige Amerikaner die nicht auf den Ausgang einer Wahl wetten. Leute, die sonst abgesagte Gegner alles Spielens und Wetzens find — wenn eine Wahl in Sicht kommt, dann werden auch sie von dem Wettfieber ergriffen.

Viele der Wahlen sind seltsamer Natur. In Buffalo weitete vor einigen Jahren ein bekannter Demokrat, daß er in dem ersten Schneesturm eine „Peanut“ mit einem Zahntocher eine Meile weit tollen würde, falls Stern nicht Mayor würde, und hielt auch die Bedingungen der Wette treulich ein. Die Schubkarrenwetten sind so häufig geworden, daß sie kaum noch Aufmerksamkeit erregen, und selbst das Schauspiel, einen wohlgekleideten Demokraten oder Republikaner barfuß gehen zu sehen, vermag höchstens noch die liebe Straßenjugend anzuloden.

In Wall Street wurden während der Cleveland-Harrison-Campagne so viel Wahlen auf den Ausgang der Wahl abgeschlossen, daß man die Namen Cleveland und Harrison sehr wohl in die Liste der coursfähigen Papiere hätte eintragen können.

In Harlem wohnt ein Mann, der Republikaner ist, während sich seine Frau zum demokratischen Glauben bekennt. Kurz vor der letzten Präsidentswahl geriet er über die Vorzüge der beiden Kandidaten in Streit und der häusliche Friede war gefährdet. Schließlich machte der Gatte folgenden Vorschlag: „Falls Cleveland erwählt wird, will ich ein Jahr lang jeden Abend den Tisch abraumen und das Geschirr spülen; andernfalls mußst du mich rasiren und mir jeden Morgen die Schuhe putzen.“ Seine bessere Hälfte ging darauf ein und — der überzeugungstreue Republikaner hatte das zweifelhafte Vergnügen, allabendlich Dienstmaad spielen zu müssen.

Ein Bürger von Kansas City wetete einmal, daß David B. Hill zum Gouverneur des Staates New York erwählt werden würde. Er hatte sich verpflichtet müssen, im Falle seines Verlierens eine Bonne Kohlen zu tüschen, und im Schaufenster eines Kleiderladens bezahlte er seine Wette. Morgens um 6 Uhr begann er. Den ganzen Tag über war er mit einem kleinen Pinsel thätig, unbekümmert um die Hunderte, die sich draußen auf dem Trottoir drängten. Auf einem Schild stand zu lesen: „Ich habe auf Hill gewettet.“

Um nun auf kürzlich erst abgeschlossene Wahlen zu kommen: In Ripley, Ohio, haben sich zwei prominente Bürger namens Leggett und Dr. Tyler dahin verständigt, daß im Falle der Erwählung McKinley's Dr. Tyler seinen Kopf rasiren und vergolden lassen und unbedeckten Hauptes die Main Straße abspazieren soll, während im Falle der Erwählung Bryan's Leggett ein Gleiches zu thun hat, nur mit dem Unterschiede, daß er den Schädel versilbern lassen muß. In Montgomery, Ala., hat ein Demokrat 16 Silberdollars gegen einen Golddollar auf Bryan gewettet, ein Republikaner 32 Silberungen gegen eine Goldunze auf McKinley. Eine andere seltsame Wette wird aus Louisville, Ky., berichtet. Dort haben Holloway Bros. einem Herrn. Wm. M. Wallace ein Füllen verkauft, das einen Werth von \$750 hat. Wird Bryan erwählt, so muß Wallace \$2000 für das Füllen erlegen, wenn dagegen McKinley aus dem Kampfe als Sieger hervorgeht, nur \$500. In Perry, Va., haben zwei Verlobte namens Alice Younger und Thomas Stanton mit einander eine Wette abgeschlossen, bezuzufolge, im

Falle, daß Stanton gewinnt, Fräulein Younger die Hochzeitskosten zu tragen hat.

Zwei Philadelphier sind überein gekommen, daß der Verlierer von der Quäterstadt bis Wilmington auf den Händen gehen muß. Die Strecke ist 30 Meilen lang und die Reise wird mindestens 3 Tage in Anspruch nehmen.

Eine der eigenartigsten Wetten ist zwischen zwei Kaufleuten einer kleinen Stadt Connecticut abgeschlossen worden. Die beiden Kaufleute sind Konkurrenten und das Uebereinkommen lautet dahin, daß im Falle von Bryan's Erwählung der McKinley = Mann 8 Stunden täglich während einer Woche als „Sandwichman“ durch die Straßen der Stadt wandeln und für die Waaren seiner Rivalen Reklame machen solle. Umgekehrt der Bryan-Mann, falls McKinley erwählt wird. Gefährlicher ist eine Wette, die John Walsh und Tom Carberry in Walsenburg, Col., eingegangen. Walsh und Carberry sind Bergleute und der Verlierer hat sich in einen 200 Fuß tiefen Schacht hineinzugeben, hat dort ein Seil zwischen die Zähne zu nehmen und wird von dem Gewinner hinauf an's Licht gezogen. Aber vielleicht die originellste Wette haben zwei Chicagoer Kellner abgeschlossen. Der Verlierer ist gehalten, hundert Kustern zu kaufen und zu öffnen, während der Gewinner die schmachtigen Schalthiere verpeißt. Wer dabei besser weglommt, ist noch die Frage. Kaum weniger originell ist eine andere Wette, die in Dodge City, Kan., F. A. Powers und G. A. Prowers eingegangen sind. Powers ist ein überzeugungstreuer Populist, während sich Prowers zum Republikanertum bekennt. Der Gewinner darf das Privileg für sich in Anspruch nehmen, einen Kinderwagen durch die Hauptstraßen der Stadt schieben zu dürfen, während der Verlierer das Kinderschwägelchen zu occupiren hat, in der einen Hand eine Saugflasche, in der andern eine Kinderklapper. Die Saugflasche wird mit saurer Milch gefüllt und der Verlierer hat sie auf das Wohl des Gewinners zu leeren.

In Colorado stimmen auch die Frauen dieses Jahr und viele sind die politischen Gegner ihrer Gatten. Kürzlich geriet ein Ehepaar in Denver über den Ausgang der Wahl in Streit miteinander. Zulezt beschloßen die Weiden, den Gegenstand fallen zu lassen, und die Frau schlug dem Mann folgende Wette vor: „Wenn Bryan erwählt wird, werde ich einen Monat lang alles Holz hacken, andernfalls mußst du für einen gleichen Zeitraum das Waschen der Familienwäsche übernehmen.“ Die Wette kam zum Abschluß.

In Dallas, Texas, giebt es zwei Männer, deren einer klein und dick ist, während der andere dünn und lang. Wird McKinley gewählt, so muß der Dicke vier Wochen lang einen Anzug des Dünnen tragen, im Falle der Erwählung Bryan's wird sich der Dünn vor die Nothwendigkeit gestellt haben, einen Anzug des Dicken zu tragen. Eine junge Bostonerin, die 178 Pfd. wiegt, wetete gelegentlich der letzten Kampagne auf Harrison und mußte drei Monate lang ohne Kostett geben. Ein Bostoner sah sich gezwungen, 6 Stunden lang mit einem halben Vollbart — die zweite Hälfte hatte er sich abrasiren lassen müssen, — in einer der Hauptstraßen auf und ab zu gehen.

Origenell war auch eine Wette, die in Germantown, Pa., abgeschlossen wurde. Ein gewisser Cortwell hatte zu fest auf Harrison gewettet und mußte infolge dessen in einem Schaufenster zu Bett liegen.

Und nun noch eine Wette, die 1884 von einem hübschen jungen Mädchen in Meadville, Pa., verloren wurde. Das Wahllobject waren 50 Küsse gegen einen Wintermantel.

„Höchst merkwürdig, Jean! bei meinem früheren Diener reichsten meine Cigarren immer viel länger!“

„Hm, der wird wohl Nichtraucher gewesen sein, Herr Baron!“